Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 11

Artikel: Verantwortung der Sozialwissenschaften
Autor: Gigon, Olof
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161784

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verantwortung der Sozialwissenschaften

OLOF GIGON

Gerne benutze ich die Erlaubnis der Redaktion, zu den im Maiheft 1965 publizierten Ausführungen des Grafen Krockow, die als Antwort auf meinen in demselben Hefte erschienenen Aufsatz über «Soziologie als Erbin der Ethik?» geschrieben wurden, Stellung zu nehmen. Dies scheint mir auch notwendig zu sein. Denn in der Antwort des Grafen Krockow begegnet eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Mißverständnissen, die hinweggeräumt werden müssen, wenn eine fruchtbare Diskussion in Gang kommen soll.

Vor allem liegt es mir daran, zwei Punkte mit aller Entschiedenheit richtigzustellen.

Fürs erste wird dem Gegner der von Graf Krockow vertretenen Soziologie die Behauptung zugeschoben, die Soziologie mache es zu ihrem Berufe, unentwegt Probleme zu erfinden, Probleme also, die in Wirklichkeit gar nicht existierten und vor denen der Gegner am liebsten die Augen schließen möchte: statt auf seine eigene Blindheit den Problemen gegenüber aufmerksam zu werden, beschuldige der Gegner vielmehr die Soziologie, sie beraube immer neue Bereiche gewissermaßen ihrer sozialen Unschuld.

Es ist mir völlig unklar, wen der Verfasser mit diesen Worten anvisiert. Ich selbst fühle mich jedenfalls in keiner Weise betroffen. Es muß also wohl eine Verwechslung vorliegen. Nichts liegt mir ferner als zu behaupten, die Soziologie habe die Probleme, mit denen sie sich befasse, künstlich geschaffen. Selbstverständlich existieren diese Probleme und haben den Anspruch darauf, mit aller Sachlichkeit verhandelt zu werden. Die Einwände, die meiner Überzeugung nach gegen die Soziologie erhoben werden müssen, liegen auf einer andern Ebene. Einerseits annektiert die von Graf Krockow vertretene Soziologie bestimmte Probleme, zu deren Lösung nicht sie, sondern die Philosophie zuständig ist, und andererseits bleiben viele Lösungen ihrer eigenen Probleme unbefriedigend, weil sie nicht das allseitige Erhellen geschichtlicher Tatbestände, sondern das Beweisen bestimmter Doktrinen im Auge haben.

Was den ersten Punkt anlangt, so ist daran zu erinnern, daß Graf Krockow im Gefolge von Hobbes und Locke einen scharfen Schnitt zieht zwischen denjenigen Werten, die im gesellschaftlichen und politischen Handeln verwirklicht werden sollen, und den anderen, die den je persönlichen Glauben angehen, «welcher in die Innerlichkeit des Individuums gebannt werden soll». Die

Werte der ersten Kategorie werden umschrieben als das elementare Interesse, in dem alle Menschen übereinkommen können, nämlich miteinander in Sicherheit und, soweit möglich, in Wohlstand zu leben. Es ist mir nicht im geringsten darum zu tun, diese Werte etwa lächerlich zu machen. Man tut aber diesen Werten kein Unrecht, wenn man sie sine ira et studio dem Bereiche des Biologischen, nämlich dem allgemeinen Interesse am physischen Überleben unter möglichst günstigen Bedingungen zuweist. Es ist weiterhin nicht zu bestreiten, daß die Distinktion zwischen Interessen, in denen alle Menschen übereinkommen können, und anderen, besonderen Interessen, die in die Innerlichkeit des Individuums gebannt werden sollen, eine Rangordnung von Werten überhaupt darstellt, wobei diejenigen Werte, auf die es geschichtlich ankommt und für die man sich einzusetzen hat, evident über denjenigen stehen, in denen der einzelne es halten kann wie er es will, vorausgesetzt, daß er sie in seine Innerlichkeit gebannt hält. Man tut dieser Rangordnung wiederum kein Unrecht, wenn man feststellt, daß nach der Meinung des Grafen Krockow die Werte der ersten Kategorie die tägliche Arbeit des Menschen in der Gesellschaft zu orientieren haben, während die Werte der zweiten Kategorie sich mit der Rolle einer unverbindlichen Freizeitbeschäftigung begnügen müssen.

Aber da muß nun mit größtem Ernste die Frage erhoben werden, woher die Soziologie grundsätzlich das Recht nimmt, Werte zu setzen (denn daß sie dies, allem Gerede von Wertfreiheit zum Trotze, faktisch dauernd tut, liegt auf der Hand; dies zu bestreiten wäre wirklich lächerlich), und was sie zweitens legitimiert, eine derartige Rangordnung von Werten aufzustellen und für allein verbindlich zu erklären. Dies ist nämlich nicht ihr Geschäft, sondern dasjenige jener Wissenschaft, die nach dem Wesen des Wertes, des Handelns und des Menschen zu fragen hat.

Die Philosophie wird denn auch nicht umhin können, festzustellen, daß das physische Überleben zwar ein hoher Wert, aber keineswegs der höchste von allen ist. Wäre er dies, so hätte es unter anderem auch keinen 20. Juli 1944 und 1956 keinen Ungarnaufstand gegeben, Ereignisse, zu denen Männer sich zusammentaten, nicht um in Sicherheit und, soweit möglich, in Wohlstand zu überleben, sondern weil ihr persönliches Überleben unwichtig schien gegenüber dem, was sie die Ehre ihrer Nation, ihre kulturelle Tradition und schließlich auch ihren christlichen Glauben nannten. Da standen also Werte auf dem Spiele, die diese Männer nach Graf Krockow zweckmäßigerweise in ihre Innerlichkeit hätten bannen müssen.

Ich darf das Problem noch etwas anders beleuchten. Ich hatte in meinem Aufsatz Stellung genommen gegen R. F. Behrendts Glossen über die Grabrede des Perikles, die bei Thukydides zu lesen ist. Das Selbstbewußtsein, das sich in dieser Grabrede ausspricht, hatte Behrendt als Muster engsten kollektiven Zentralitätseffektes bezeichnet. Graf Krockow billigt diese Charakterisierung, allerdings mit einer leichten Einschränkung, von der bei Behrendt selbst nichts

zu lesen ist. Doch nicht darauf kommt es an, auch nicht auf die absonderliche Anschuldigung, der Gegner der Soziologie halte nur die eigene Lebensweise für vortrefflich und bezweifle im Grunde, ob hinter den Bergen auch «Menschen» wohnen. Über sie gleich nachher.

Im Augenblick denke ich nur daran, wie verlockend es wäre, die Herren Soziologen einzuladen, sich im Geiste in den Gegensatz zwischen dem Athen des Perikles und dem von ihm bekämpften Sparta zu versetzen. Jenes Athen hat Äschylus, Sophokles und Euripides, hat Sokrates und die Bauten der Akropolis hervorgebracht. Sparta war ein primitiver Landsknechtsstaat, der einzige reine Sklavenhalterstaat des klassischen Griechenland, barbarisch in der Lebensform und von ausgesprochen totalitären Tendenzen. Wenn die Soziologen konsequent sind, werden sie behaupten, es sei weltgeschichtlich schließlich völlig irrelevant, ob sich der Geist Athens oder der Geist Spartas durchgesetzt habe. Sie mögen es auch irrelevant nennen, ob dreihundert Jahre später Rom oder Karthago sich durchgesetzt hat. Dann sollten sie aber auch den Mut finden und es irrelevant nennen, ob 1945 Hitler oder die Westmächte gesiegt haben... Von der These, daß nur das biologische Überleben ein Wert sei, für den gearbeitet und gekämpft werden müsse, bis zum Zynismus dessen, der sich mit jedem Regime arrangiert, wenn es ihm nur persönliche Sicherheit und, soweit möglich, Wohlstand verschafft, ist der Schritt gar nicht so groß, wie es zunächst den Anschein hat.

Hobbes und Locke reichen eben doch nicht aus, um der Soziologie diejenige philosophische Basis zu verschaffen, deren sie bedarf, wenn sie von Werten und von richtigem und falschem Verhalten zu reden sich entschließt.

Was zweitens die Probleme betrifft, die unbestreitbar in den Kompetenzbereich der Soziologie fallen, so wird man ein Befremden darüber nicht los, wie einseitig und doktrinär sie in den Darlegungen des Grafen Krockow behandelt werden.

Als nächstgelegene Stichworte seien genannt: Mobilität, Egalität, Freiheit. Man kann sich sehr wohl eine Soziologie vorstellen, in der diese Phänomene adäquat, also in der Form der Bestandesaufnahme und der Analyse untersucht werden. Jedes dieses Phänomene würde sich als Teilstück einer Polarität erweisen; und das Zusammen- und Gegeneinanderwirken von Mobilität und Stabilität, von Egalität und Inegalität, endlich von Wille zur Freiheit und Wille zur Bindung ließe sich durch die ganze Geschichte wie durch die Gegenwart hindurch verfolgen. Jeder Historiker, aber auch jeder Beobachter des täglichen Lebens vermöchte dazu eine Fülle von Material beizusteuern. Wir gelangten dadurch zu wertvollsten Einsichten in das Wesen des Menschen überhaupt, der geschichtlich immer wieder in eben diesen Polaritäten tätig ist.

Diesen Einsichten verschließt man sich aber, wenn man von vornherein dekretiert, daß Mobilität, Egalität und Freiheit als Werte, dagegen Stabilität, Inegalität und Bindung als Unwerte anzusehen seien: die Mobilität und ihre

Genossen werden ohne Umschweife als die zur Alleinherrschaft berufenen Kräfte der Zukunft, die anderen als die zu überwindenden Mächte der Vergangenheit bezeichnet. Doch so einfach liegen die Dinge nun wirklich nicht. Wir werden auf Einzelheiten gleich noch einmal zurückkommen. Hier ist nur festzuhalten, daß eine derart simplistische Schwarzweißmalerei zwar dem Journalisten zuweilen verstattet ist; der Wissenschaftler jedoch sollte sie vermeiden.

Wir lassen dies vorläufig auf sich beruhen und wenden uns dem zweiten bedauerlichen Mißverständnis zu, das Graf Krockow unterlaufen ist. Es betrifft das Verhältnis der Soziologie zur Geschichte auf der einen, zur Biologie auf der andern Seite. Der Gegner der Soziologie glaubt, wie Graf Krockow es darstellt, an die Naturhaftigkeit und Naturwüchsigkeit alles Gegebenen; er erklärt zur unveränderlichen Naturkonstante, was in Wahrheit nur das Produkt je besonderer soziokultureller Verhältnisse ist. Woraus sich nach Graf Krockow ergibt, daß gerade der Gegner biologistisch denke, der Soziologe hingegen historisch, da er die grundsätzliche Veränderbarkeit aller menschlichen Lebensformen, die Variabilität alles Humanen erkannt habe. Und im Eifer des Gefechtes zögert Graf Krockow nicht, die Meinung des Gegners in die Geschichte «individueller und kollektiver Neurosen» einzureihen...

Abermals muß ich mich fragen, wen eigentlich Graf Krockow mit dieser recht massiven Attacke im Auge hat. Im Ancien régime hat es sicherlich Erbauungsschriften gegeben, die dem Leser empfahlen, sein kummervolles und bedrängtes Leben als naturgegeben und gottgewolltes Schicksal hinzunehmen. Aber seither sind denn doch einige Generationen vergangen, und heute wird man nicht leicht einen ernsthaften Historiker finden, der sich nicht klar darüber wäre, daß alles menschliche, geschichtliche Handeln auf dem (äußerst variablen) Zusammenspiel dreier Faktoren beruht: die Natur, die vorzugsweise als Begabungsrichtung und Begabungsintensität in Erscheinung tritt, die geschichtliche Tradition, zu der man auch die zeit-räumliche Umwelt zu rechnen hat, in der der einzelne aufwächst, und endlich die persönliche, durch Belehrung (und Aufklärung, wenn man dies Wort liebt) geförderte Einsicht. Aus allen diesen Faktoren resultiert der Tatbestand, den ich dahin charakterisierte, daß der Mensch weder so frei ist, wie es die Lehre von der Mobilität annimmt, noch so gebunden, wie es die zur Zeit beliebte These der unentrinnbaren Determiniertheit der gegenwärtigen Entwicklung behauptet. Oder um es mit den vom Grafen Krockow selbst zitierten Worten Alexis de Tocquevilles zu sagen: «Die Vorsehung hat das Menschengeschlecht weder ganz unabhängig noch völlig sklavisch geschaffen.»

Die Stellung des Soziologen ist in diesen Dingen seltsam widerspruchsvoll. Auf der einen Seite zitiert er Tocquevilles Sätze über den rasch dahinfließenden Strom der geschichtlichen Entwicklung, der uns unaufhaltsam mitreißt; und dadurch, daß er gerade diese Sätze zitiert, gibt er zu erkennen, daß für ihn die

gegenwärtige Entwicklung auf einen Zustand der Mobilität, Egalität, Freiheit und universalen Demokratie hin einen entschieden deterministischen Charakter hat und sich durch die Bemühungen derer, die «rückwärtsgewandt» sind, in keiner Weise aufhalten lassen wird. Auf der andern Seite jedoch bekennt er sich zur «Variabilität alles Humanen». Wenn dieser Begriff der Variabilität überhaupt einen Sinn haben soll, so muß er doch bedeuten, daß die geschichtlichen Dinge (wie ich es formulierte) immer noch ganz anders herauskommen können als man es erwartet. Die Soziologie des hier angesprochenen Typus scheint im Grunde selbst noch nicht genau zu wissen, was sie vorzieht: die unentrinnbare Determiniertheit einer geschichtlichen Entwicklung, an der sie selbst zu partizipieren beansprucht, oder die Freiheit des Menschen, die Geschichte für sein Teil so zu gestalten, wie er will. Hier sei eine kurze Anmerkung über Tocqueville selbst eingeschaltet. Tocqueville hat die Ereignisse von 1789 bis 1830 als eine ungeheure, weltgeschichtlich entscheidende Veränderung aller Dinge empfunden. Er hat sie interpretiert als das sichtbarste Teilstück einer «révolution irrésistible», die mit den ersten Einbrüchen der Egalität in die mittelalterliche Gesellschaft begann und in die egalitäre Demokratie amerikanischen Typs einmünden wird. Die Richtigkeit und Fruchtbarkeit dieser Perspektive hat sich in den letzten hundert Jahren so vielfältig bestätigt, daß es nicht nötig ist, darauf näher einzutreten. Wohl aber ist gegen den allzu unbekümmerten Gebrauch, den die Soziologie von ihr zu machen geneigt ist, auf die Grenzen aufmerksam zu machen, die sie sich bei Tocqueville selbst implizite und explizite setzt. Implizite ist die Evidenz des Prozesses der Egalisierung dadurch eingeschränkt, daß er für uns erst mit dem Hochmittelalter beginnt. Die Idee der Egalität ist aber sehr viel älter. Sie kristallisiert sich im Laufe des 6. und 5. Jahrhunderts vor Christus in Athen und entfaltet sich schließlich so weit, daß im 4. Jahrhundert vor Christus Aristoteles erklären konnte, eine andere Staatsform als die der radikalen Demokratie sei heutzutage eigentlich nicht mehr denkbar. Und gerade in der Zeit des Aristoteles begann die Rückbildung der Demokratie, die auf verschlungenen Wegen zum spätrömischen Kaisertum führte, das dann seinerseits durch das germanische Heerkönigtum überlagert wurde. Es gibt also auch Prozesse der Zerstörung der Egalität — und wer mit der Variabilität alles Humanen rechnet, tut gut, solche Prozesse nicht außer acht zu lassen. Explizite ist der Prozeß der Egalisierung dadurch problematisiert, daß er bei Tocqueville keineswegs mit einem gradlinigen, freudig zu bejahenden Fortschritt gleichgesetzt wird. Im Gegenteil: Tocquevilles großartige Leistung besteht ja gerade darin, daß er so früh die Gefahren erkannt hat, die dem Geiste und der Kultur vom Egalitarismus und von der uneingeschränkten Herrschaft der Majoritäten her drohen. Und inmitten der heraufziehenden Demokratie bleibt die Hoffnung, daß der Mensch diesen Gefahren niemals völlig ausgeliefert ist, sondern daß ihm ein Spielraum bleibt, zwar nicht unbegrenzt, aber doch weit genug, um das Ärgste zu verhüten.

Was im übrigen an den Darlegungen des Grafen Krockow der Ergänzung und Korrektur bedarf, ist vor allem seine Interpretation dreier zentraler Probleme.

Da ist zunächst das Problem der Mobilität, das mit einer merkwürdig doktrinären Einseitigkeit angegriffen wird. Schon die beiden Beispiele, die er heranzieht, die Gummibäcker und die Lehrlingszüchterei, mögen zwar an einzelnen Orten eine gewisse Aktualität besitzen: sie sind aber nicht allgemein gültig und gehen am Kerne des Problems vorbei.

Jeder Historiker weiß, daß die Berufswahl zu allen Zeiten vom absoluten und relativen Bedürfnis mitbestimmt gewesen ist. Es gibt immer wieder Berufe, die im Laufe der Jahrhunderte obsolet werden und aussterben: es gibt auch in der jeweiligen Situation Berufe, die vorübergehend Mangelware, andere, die überfüllt sind. Die Berufswahl hat sich immer zwar nicht nur, aber auch nach diesen Gegebenheiten zu richten gehabt. Natürlich hat es auch immer wieder Fehlentscheidungen gegeben, die zu mühsamen Umschulungen nötigten. Man darf aber zuversichtlich behaupten, daß dergleichen Fehlentscheidungen nicht die Regel sind. Aus ihnen die allgemeine Forderung abzuleiten, daß der junge Mensch von vornherein eine so breite Ausbildung erfahren soll, daß er zur Ausübung der verschiedensten Berufe fähig wird, ist völlig verfehlt. Gewiß hat ein angemessenes Maß von Allgemeinbildung noch niemandem geschadet. Aber wir wissen schließlich auch, daß die Leistungsfähigkeit des Menschen begrenzt ist und daß die berufliche Leistung auf jedem Gebiete nun einmal auf einem spezifischen Können, also auf dem Spezialistentum beruht und nicht auf der Allgemeinbildung. Das mag bedauerlich sein, läßt sich aber schlechterdings nicht ändern. Wer sich so ausbilden läßt, daß er später mühelos vom Elektriker zum Drucker, vom Drucker zum Apotheker und von diesem wiederum zum Autobusschaffner hinüberwechseln kann, von dem ist zu vermuten, daß er in keinem dieser Berufe mehr als durchschnittliche Leistungen wird zustande bringen können. Ich bin bereit, mich widerlegen zu lassen, sehe aber nicht recht, wie dies möglich ist.

Graf Krockow bezeichnet weiterhin nicht ohne Emphase die Bevölkerungsmobilität als einen fundamentalen Tatbestand der modernen Gesellschaft, eine Tatsache also, die da sei und über deren Wünschbarkeit gar nicht mehr diskutiert werden könne. Ich bin dessen gar nicht so sicher. Die statistischen Erhebungen, die mir zur Verfügung stehen (Bericht der Eidgenössischen Kommission für Nachwuchsfragen vom 1. Mai 1963, S. 191 ff.), zeigen, daß die Mobilität zwischen Arbeitern und Landwirten einerseits, Akademikern anderseits sich in Dimensionen bewegt, die auf den ersten Blick überaus bescheiden wirken. Und wenn überall «Nachwuchsförderung» betrieben wird, so kann dies ja nur bedeuten, daß die soziale Mobilität längst noch nicht jenes Ausmaß erlangt hat, das von den Nachwuchsförderern als wünschbar erachtet wird. Eine gewisse Mobilität hat es selbstverständlich zu allen Zeiten gegeben, und

daß sie heute zugenommen hat, wird kein Kenner der Verhältnisse leugnen — oder auch nur bedauern. Die Frage ist aber erstens, ob man sie den Kräften der Beharrung gegenüber über ein gewisses Maß hinaus steigern kann, und zweitens, ob es nicht ein Optimum der Mobilität gibt, über das hinaus man sie nicht künstlich steigern soll. Denn darauf sollte man sich als Wissenschaftler denn doch nicht einlassen, die Kräfte der Mobilität schlechthin als positiv und die Kräfte der Beharrung schlechthin als negativ zu betrachten. Um es auf eine kurze Formel zu bringen: ein vernünftiges Maß an Mobilität erleichtert die Anpassung an wechselnde Verhältnisse, und ein vernünftiges Maß an Stabilität erhöht ohne Zweifel die spezifische Leistung.

Man möchte gerne wissen, wie sich die Soziologie letzten Endes entscheidet. Schließlich ist es bekannt, daß der Mensch, der zehn Sprachen zu sprechen vermag, in der Regel keine einzige von den zehn gut sprechen kann. Man kann nicht beides zugleich wollen. Wird die Soziologie für die durch zehn Sprachen durchlaufende Mobilität optieren wollen — aber dann auch bereit sein, den Preis dafür zu bezahlen, der in der faktisch absinkenden Leistung besteht?

Nicht anders steht es mit der Egalität, die dem Grafen Krockow so sehr am Herzen liegt und deren Werthaftigkeit ihm über jeden Zweifel erhaben zu sein scheint. Daß sie einen Wert darstellt, werden auch wir gerne zugeben. Die Hauptfrage ist hier, wie weit sie in der geschichtlichen Welt überhaupt verwirklicht werden kann. Mit summarischen Äußerungen über die Wünschbarkeit der Egalität in allen Bereichen ist es nicht getan. Schon eine einfache Überlegung zeigt, daß sie in einzelnen Sektoren verhältnismäßig leicht, in anderen schwer und in noch anderen überhaupt nicht durchgesetzt werden kann, wenn man nicht zu den bedenklichsten totalitären Maßnahmen seine Zuflucht nehmen will. Die Diskriminierung nach Stand (im Sinne des Ancien régime), Geschlecht und Konfession ist verhältnismäßig leicht zu überwinden, mindestens im ganzen gesehen. Noch leichter sollte es in der heutigen Situation bei der rein materiellen Diskriminierung möglich sein. Der moderne Staat hat die Mittel in der Hand, um zu erreichen, daß das Kind des Armen durch eine noch so anspruchsvolle Berufsausbildung finanziell nicht mehr belastet wird als das Kind des Reichen. Und daß der moderne Staat in dieser Hinsicht im allgemeinen guten Willens ist, darf man behaupten.

Aber dann werden die Probleme rasch sehr viel schwieriger. Denn wie sollen die Ungleichheiten in der Begabung (nach Art und Intensität) überwunden werden, wie soll die subjektive Neigung des einzelnen mit der (nicht immer, aber doch öfters) objektiv feststellbaren Begabung zur Deckung gebracht werden, wie soll die Inegalität aufgehoben werden, die zwangsläufig durch den Gegensatz zwischen dem Leistungswillen des einen und der Leistungsunwilligkeit des andern entsteht? Wie soll endlich die Umwelt des jungen Menschen so gestaltet werden, daß seine Ausbildungschancen dadurch befördert und nicht etwa gemindert werden? Die Soziologie redet vielfach vom «echolosen

Milieu», in dem viele junge Leute aufwachsen und das der Nachwuchsförderung oft so schwere Hindernisse in den Weg legt. Man möchte gerne wissen, wie sie dieses Hindernis dauerhaft zu beseitigen gedenkt. Wie will man es verhindern, daß etwa ein wohlsituierter Rechtsanwalt oder Metzgermeister seinem Sohne, der gerne Musiker, Gärtner oder Ägyptologe werden möchte, alle nur denkbaren Schwierigkeiten in den Weg legt? Hier stoßen wir überall an Grenzen der Chancengleichheit, die praktisch unaufhebbar sind.

Davon ganz abgesehen zeigt die Diskussion gerade der letzten Jahre, daß eine übermäßige Konzentration auf die Chancengleichheit aller unvermeidlich auf eine Bevorzugung der minder Begabten und minder Leistungswilligen gegenüber den Leistungswilligen und Leistungsfähigen hinausläuft. Wir geraten da vor dieselbe Alternative wie im Falle der Mobilität: Die große Leistung kommt nur zustande bei einem bestimmten Maße an Stabilität (also Möglichkeit der Spezialisierung) und bei einer Erhöhung der Ausbildungschancen für die Begabten und Leistungswilligen. Wer zu diesen Einbrüchen in das Prinzip der Mobilität und Egalität sich nicht entschließen kann, wird gezwungen sein, auf die Ermöglichung großer Leistungen zu verzichten. Die Alternative ist übrigens von Tocqueville in seiner Analyse der amerikanischen Demokratie auch schon gesehen worden.

Endlich ein letzter Punkt. Graf Krockow bezichtigt recht unverblümt seinen Gegner, er habe die Einstellung, nur die eigene Lebensweise für vortrefflich zu halten und im Grunde zu bezweifeln, ob hinter den Bergen auch «Menschen» wohnen, nur weil diese «anders» sind als man selbst ist. Er scheint für sich und seine Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, fremde Lebensformen unbedingt zu respektieren und ihnen gleiches Recht zuzubilligen wie der eigenen. Ich gestehe, nicht recht zu begreifen, wie sich diese Haltung mit dem ausdrücklichen Bekenntnis des Verfassers zu Mobilität, Egalität und pluralistischer Demokratie vereinigen läßt. Er geht ja sogar so weit, zu erklären, daß die Soziologie überhaupt nur auf dem Boden demokratischer Grundprinzipien gedeihen könne. Daß sie in Diktaturen nicht gedeihen kann, versteht sich von selbst. Auch Geschichtsschreibung, Philosophie und Theologie haben es unter dem Nationalsozialismus schwer gehabt und haben es unter dem Kommunismus noch schwerer. Aber schließlich gibt es nicht nur egalitäre Demokratien hier und Diktaturen des nationalsozialistisch-kommunistischen Typs dort. So einfach sind die Dinge auch in diesem Sektor nicht. Was geschieht mit den geschichtlich gewachsenen Monarchien und Feudalaristokratien, wie sie es da und dort noch in außereuropäischen Zonen geben mag? Was geschieht mit bestimmten Formen autoritärer Regierung, die nicht unbesehen mit den Diktaturen des genannten Typus gleichgesetzt werden können? Oder wie denkt die Soziologie über eine Theokratie, wie sie in Tibet bestand, bevor die chinesischen Eroberer eindrangen? Nehmen wir den Grafen Krockow beim Worte, so besteht sehr entschieden der Eindruck, daß er es ist, für

den die egalitäre Demokratie die einzig vortreffliche Lebensform darstellt, außer der es kein Heil gibt. Man wäre versucht, noch einen kleinen Schritt weiter zu gehen. Der Historiker wird kaum umhin können, festzustellen, daß die besondere Schätzung der Begriffe Mobilität und Egalität zunächst ausschließlich aus den besonderen Verhältnissen eines bestimmten Landes resultiert, nämlich der Vereinigten Staaten. Dort ist die Mobilität tatsächlich eine der Voraussetzungen des allgemeinen Gedeihens, und dort liegen die Voraussetzungen, um das Prinzip der Egalität zur Herrschaft zu bringen, so günstig wie in keinem andern Lande der Erde. Aber das sind besondere Voraussetzungen. Europa ist anders. Niemand wird den Amerikanern, denen wir wirtschaftlich und militärisch so viel verdanken, das Recht auf ihre eigene Lebensform streitig machen wollen. Umgekehrt jedoch kann es nicht gut gehen, wenn eine bestimmte Soziologie glaubt, ein aus amerikanischen Verhältnissen abstrahiertes Modell einer demokratisch egalitären Lebensform für die ganze Welt als verbindlich erklären zu müssen. Doch möchte ich mich auch da gerne belehren lassen. Wenn die Soziologie tatsächlich bereit ist, fremde Lebens- und Staatsformen in ihrer Besonderheit gelten zu lassen, also auch Staatsformen mit geringer Mobilität und Egalität, so wäre damit für die Klärung der Situation meines Erachtens viel gewonnen.

Eine Erklärung

In den Aufsätzen des Maiheftes scheinen mir die beiderseitigen Positionen klar und eindeutig zum Ausdruck gekommen zu sein; an ihnen kann der unbefangene Leser sich jederzeit orientieren. Demgegenüber enthält die Replik von Herrn Professor Gigon nichts grundsätzlich Neues; ich möchte deshalb auf eine Duplik verzichten. Mit bloßer Polemik ist niemandem gedient und gegen gewisse «Mißverständnisse» ohnehin nicht anzukommen.

Christian Graf von Krockow